

ALES ADAMOWITSCH
DANIIL GRANIN

**BLOCKADE
BUCH**

LENINGRAD

1941-1944



aufbau

Mit einem Vorwort von Ingo Schulze

waren zwei oder drei sehr interessante von begabten Gesprächspartnern. Aber selbst kaum verständliche, dahingestammelte Monologe förderten beeindruckende Details zutage.

Von 1945 bis 1975 waren immerhin dreißig Jahre vergangen. Klischees aus Filmen, Fernsehen und Büchern hatten das Gedächtnis überlagert. All das musste ausgesiebt werden, um zu den persönlichen Erlebnissen vorzustoßen. Doch die waren einzigartig.

Als wir zweihundert Berichte - etwa viertausend Seiten - gesammelt hatten, entschieden wir, einen Schlussstrich zu ziehen, um nicht im Material zu ertrinken. Aber damit war erst ein Viertel der Arbeit getan. Es erhob sich die Frage: Was für ein Buch sollte es werden? Keine Collage, nicht einfach eine Sammlung von Erinnerungen. Uns schwebte ein Buch zu einem Gegenstand vor, der eine Entwicklung erfuhr. Ein Buch, mit dem wir ein höheres Ziel verfolgten. Aber welches? Wozu? Und für wen?

Als die Arbeit etwa zur Hälfte getan war, wurde uns klar, dass es nahezu unmöglich sein würde, ein solches Buch zu veröffentlichen. Zu jener Zeit herrschte eine von Klischees beladene, feste, geradezu in Stein gehauene offizielle Sicht auf die Blockade. Sie war ein Heldenepos. Sie verkörperte den Heroismus der Leningrader, die ihre Stadt nicht aufgegeben hatten. Sie hatte neunhundert Tage gedauert. Leningrad war die einzige Stadt in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, unseres Großen Vaterländischen Krieges, die einer Belagerung standgehalten hatte. Beim Nürnberger Prozess wurde in den Protokollen festgehalten, dass dabei 660000 Einwohner ums Leben kamen. Uns wurde bald klar, dass diese Zahl viel zu gering angesetzt war. Vor allem ging es gar nicht um Heroismus. Schließlich war es für viele ein erzwungener Heroismus gewesen. Das wahre Heldentum bestand in etwas anderem. Es war jenes, das sich in den Familien, in den Wohnungen abspielte, wo die Menschen litten, fluchten und

starben, wo es zu unwahrscheinlichen Taten kam, die Hunger, Kälte und Beschuss verursachten.

Die Blockade war ein Epos menschlichen Leidens. Das war nicht die Geschichte von neunhundert Tagen voller Heldentaten, sondern von neunhundert Tagen voller unerträglicher Qualen. All das entsprach natürlich nicht dem pathetischen Bild, das in der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges festgeschrieben war. Trotzdem setzten wir unsere Arbeit fort.

Wovon handelt dieses Buch? Wir entschieden uns dafür, dass es zum Ersten von den Intellektuellen und von Intelligenz handeln sollte. Leningrad war für seine hohe Kultur, seinen Intellekt, seine Intellektuellen und für sein reiches Geistesleben bekannt. Wir wollten zeigen, wie Menschen, die unter dem Einfluss dieser Kultur erzogen waren, durchhalten und Menschen bleiben konnten.

Zum Zweiten wollten wir die Grenzen des Menschen und seiner Leidensfähigkeit beschreiben. Wir konnten uns selbst nicht vorstellen, über welche Möglichkeiten der Mensch verfügt. Ein Mensch, der nicht nur sein eigenes Leben verteidigt, denn die Leningrader begriffen sich als einen Teil der Front. Sie wussten, solange die Stadt am Leben blieb, war sie auch in der Lage, sich zu wehren.

Schließlich wollten wir davon erzählen, worin geistige Nahrung besteht. So bildeten sich nach und nach Themen heraus, die wir anhand des gesammelten Materials für die Menschen sichtbar machen wollten. Wir erkannten, dass es sich dabei um einzigartiges, ganz besonderes Material handelte, das in der Literatur noch nirgendwo verarbeitet war. Die Konzentrationslager, der Hunger in der Ukraine und in Moldawien waren eine Sache, die Blockade eine ganz andere. Hier ereilten die Gräueltaten des Krieges die friedliche Bevölkerung als Ganzes. Die Gräueltaten des Faschismus. Nach dem Plan des deutschen Oberkommandos sollte die Stadt aussterben. Eine solche Operation hat es in der Geschichte

der Weltkriege nur ein einziges Mal gegeben.

So nahm dieses Buch nach und nach Gestalt an. Während wir daran schrieben, hielten wir an dem Grundsatz fest, keinerlei Auszüge zu veröffentlichen.

Wir arbeiteten nicht gerade im Geheimen, aber wir bewahrten Stillschweigen, um Komplikationen bei der Herausgabe zu vermeiden. Dieses Buch konnten wir nicht »für die Schublade« schreiben. Wir nutzten ohnehin die letzte Chance für sein Entstehen, denn die Menschen, die die Blockade erlebt hatten, starben in immer größerer Zahl. Wir sahen, unter welch entsetzlichen Bedingungen sie lebten. Es hatte sich so ergeben, dass es ihnen, die so schwer hatten leiden müssen, auch nach dem Krieg am schlechtesten ging. Sie blieben in ihren Behausungen aus der Kriegszeit. Man musste Bauarbeiter anwerben, um die Stadt wiederaufzubauen. Wohnraum wurde vor allem ihnen zugewiesen. Die Überlebenden der Blockade hausten weiter unter erbärmlichen Bedingungen. Wir wollten wenigstens mit diesem Buch dazu beitragen, dass man ihnen größeren Respekt entgegenbrachte, mehr Aufmerksamkeit schenkte und ein paar Vergünstigungen zukommen ließ.

Da wir beide nicht gewohnt waren, mit einem anderen Autor zusammenzuarbeiten, schrieb Adamowitsch seinen Text und schickte ihn mir. Ich strich ihn zusammen und antwortete ihm, dieses abscheuliche Geschreibsel sei nicht zu gebrauchen. Als ich ihm meine Variante sandte, reagierte er genauso: Das ist schlecht, was soll das? Wer wird das lesen? Überhaupt nicht das, was wir uns vorgenommen haben. Wir stritten, zerrissen Manuskripte, warfen sie fort, verzankten uns und näherten uns auf diese Weise Schritt für Schritt der Endfassung. Das dauerte lange – etwa drei Jahre, vielleicht auch mehr. Ich erinnere mich nicht mehr genau, weil Adamowitsch zu der Zeit auch an eigenen Sachen arbeitete und ich ebenfalls. Aber nach und

nach schlug uns dieses Buch in seinen Bann, bis wir uns schließlich nur noch darauf konzentrierten.

Als der erste Teil fertig war, wollten wir ihn in Leningrader Literaturzeitschriften veröffentlichen. Die Redaktionen schickten uns das Manuskript sofort zurück. Sie machten sich nicht einmal die Mühe, das zu erklären. Da wurde uns klar, dass wir in Leningrad keine Chance hatten. Kein einziger Verlag nahm das Material an, es galt als »ideologisch schädlich«. Wir fuhren nach Moskau, wo wir uns an »Nowy mir«, die damals beste Literaturzeitschrift, wenden wollten, die wohl auch heute noch zu den besten zählt. Günstig für unser Vorhaben war, dass der Chefredakteur Sergej Narowtschatow während des Krieges an der Leningrader Front gekämpft hatte. Für die Prosa war in der Redaktion Diana Tewekeljan zuständig. Beide lasen das Material und beschlossen, es anzunehmen. Dabei wussten sie genau, dass es Schwierigkeiten geben würde.

Und richtig, als die Zensur das Heft mit dem ersten Teil unseres Buches in die Hand bekam, forderte sie auf der Stelle das ganze Manuskript an und gab es uns mit 65 Streichungen, Kommentaren und Forderungen zurück. Einige der Forderungen waren aus unserer Sicht einfach absurd. Was passte der Zensur nicht? Erstens jegliche Erwähnung von Kannibalismus und Plünderungen. Von Manipulationen mit Lebensmittelkarten. Jeder Hinweis darauf, dass an dem Hunger zum Teil auch die Behörden schuld waren. Unsere offenen Worte über Shdanow. Es gab auch Dinge, die sofort Suslow gemeldet wurden. Das Badehaus. Irgendwann im Februar 1942 wurde in Piter das erste Badehaus eröffnet. Soviel ich mich erinnere, an der Mytninskaja. Einige Leute waren dort gewesen und hatten davon berichtet. Da Brennmaterial knapp war, wurde nur ein Teil der Räume geheizt, wo sich Männer und Frauen gemeinsam wuschen. Aber das waren keine Männer und Frauen. Es waren nur noch Gerippe, die einander halfen,

weil einer allein den kleinen Kübel mit Wasser nicht anheben konnte. Man verbot uns kategorisch, darüber zu schreiben, als handle es sich um Pornographie. Dabei war dies ein Beispiel für ein völlig unschuldiges Verhalten der Menschen in der Blockadezeit. Von solcher Art waren die Kommentare.

Ich muss sagen, dass wir mit Hilfe von »Nowy mir«, Diana Tewekeljan und Sergej Narowtschatow dieses oder jenes abwehren konnten. Aber teilweise mussten wir einlenken.

Das Buch erschien und stieß einerseits auf Empörung bei den Parteihistorikern, die der Meinung waren, dass wir »das Heldenepos von Leningrad zerstören«. Andererseits erreichten uns viele Hundert Briefe von Überlebenden der Blockade, die uns ihre Berichte schickten, um das Buch zu ergänzen. Einige verlangten von uns mehr Wahrheitstreue, sie meinten, wir hätten schöngefärbt, es hätte noch viel Schlimmeres gegeben.

Das Buch brachte uns eine ganze Kette von Erkenntnissen. Wir sahen, dass die Menschen während der Blockade wesentlich gütiger, humaner und barmherziger miteinander umgegangen waren als jetzt, Ende der 1970er Jahre. Dass es inzwischen zu einer Entmenschlichung, Verhärtung und fortschreitenden Herzlosigkeit gekommen war. Die Blockade war ein Beispiel dafür, dass sich die Menschen unter jenen fürchterlichen Bedingungen nicht den Egoismus erlaubten, den sie sich in den siebziger Jahren gestatteten und bis heute gestatten.

Chef der Leningrader Filiale des Verlags »Sowjetski pissatel« war Georgi Filimonowitsch Kondraschow, ein ehemaliger Sekretär des Stadtparteikomitees. Offenbar sah er sich auch jetzt noch in dieser Funktion. Als er unser Manuskript erhielt, gab er es sofort an das Stadtparteikomitee weiter. Aber wir waren zwei bekannte Schriftsteller, bei denen man nicht einfach abwinken und ein Manuskript verbieten konnte. Dafür brauchte es Argumente und eine